

Giorgio Gregori

**Zwei Jahre in einem fremden Land
Unbewaffneter Widerstand**

Reggio Emilia 1993

Auszüge

(S. 13-14)

18.9.1943 – In Richtung Deutschland

Eine schreckliche Reise. Ich kannte mich überhaupt nicht mit Pferden und Mulis aus, und nun war ich gezwungen, geschlagene drei Tage mit ihnen in einem Eisenbahnwagon zu verbringen. Ich hatte wirklich Angst vor diesen Biestern, obwohl ich sie später schätzen und verstehen lernte. Zu meinen Gefährten gehörte auch ein Veneter, der noch mehr als ich selbst terrorisiert war. Kurz vor Bozen lehnten wir uns beide dergestalt aus dem Wagon, dass wir fast wegen der Geschwindigkeit des Zuges herausgeflogen wären.

Ich versuchte zu schlafen, an nichts zu denken, aber all das nützte nichts. Der ständige Rhythmus, den die Hufe der Vierbeiner auf dem Boden des Wagons erzeugten, war eine Obsession, vernebelte mein Gehirn und ließ mich fast verrückt werden. Das hört sich übertrieben an, aber stellt euch einmal meine Situation vor: Nach eine Woche endloser Besorgnis, gefangengenommen von Soldaten, die vormals unsere Bundesgenossen gewesen waren, in einen Wagon verladen zusammen mit acht Tieren, die aufgrund der erzwungenen Gefangenschaft außer sich waren, ein unbekanntes Reiseziel, unbekannt selbst die unmittelbare Zukunft, dann noch der fortwährende Gedanke an die Familie in der Ferne: All das ließ einen jungen, lebensunerfahrenen Mann wie mich die Ruhe verlieren.

Ein deutscher Unteroffizier, der ein bisschen Französisch sprach, erlaubte uns, den Wagon wechseln und steckte uns mit zwei anderen zusammen, die, dank ihrer Erfahrung mit Pferden, ein ungetrübtes Schläfchen abhielten. Das erleichterte mich merklich. Nachdem die Angst vor einem Hufschlag, der meinen Schädel hätte zertrümmern können, verflogen war, hatte ich den Eindruck aus einem schrecklichen Alptraum aufgewacht zu sein.

Unsere beiden neuen Weggefährten, zwei Südtaliener, begrüßten uns, sich reckend und mit zwinkernden Augen. Dann informierten sie uns, begleitet von der ihnen eigentümlichen Gestik und Mimik, einem fortwährenden freundlichen Zuzwinkern und übertriebenen Verwunderungsausrufen, über unsere neue Lage.

Der schnell fahrende Zug transportierte mich immer weiter weg von meinem Heimatland, dass aufgrund der Schwäche und Trägheit seiner Regierung ins Chaos gestürzt war, und dass nun, als es unter dem Stiefel Erbfeindes lag, vergeblich versuchte die verlorene Freiheit wiederzugewinnen. Die letzten Stationen flogen schnell an uns vorbei. Sie waren wie ein letzter Gruß des Vaterlandes an seine verratenen Söhne.

Als wir die Grenze überfuhren und uns klar wurde, dass wir Italien verließen, schauten wir uns alle stumm in die Augen. Jeder versuchte die Rührung, von der er ergriffen war, zu beherrschen. Jeder dachte an seine Mutter, die noch nichts von dem Schicksal wusste, dem ihr Sohn ausgeliefert war. In Matrei lachte uns eine Frau zu und gab uns

durch Gesten zu verstehen, dass sie mit dem, was uns geschah, nicht einverstanden war. In Innsbruck konnten wir dann aussteigen, um uns ein wenig die Beine zu vertreten. Die Leute schauten uns verwundert und zugleich verachtend an.

Ein Zug voller deutscher Soldaten fuhr in Richtung Italien vorbei. Wir sahen ihm neidisch nach und verfluchten unser herbes Schicksal. Die Pferde konnten endlich etwas fressen, was sie ein wenig beruhigte. Mir wurde ein Bissen Kommissbrot und ein Stück von einem pikanten Käse gegeben. Die Wache wurde ausgewechselt und von Infanteriesoldaten übernommen, die sich menschlicher und weniger anspruchsvoller erwiesen als ihre Vorgänger, die den bekannten deutschen Kampfgruppen angehört hatten.

Am späten Abend verließen wir die Stadt. Ein letzter Blick auf die Berge, die uns an Italien, das in immer weitere Ferne rückte, erinnerten. Es gelang mir schließlich, einzunicken, ohne das ich wüsste, wie lange mein Schlaf gedauert hatte. Es war die bereits hochstehende Sonne, die mich weckte. Ich schaute nach draußen. Der Zug fuhr nun durch eine Ebene, und die in der Ferne sichtbare dunkle Färbung der Berge gab mir zu verstehen, dass wir zwischenzeitlich eine weite Strecke zurückgelegt hatten. Ich wusste nicht, in welchem Teil Deutschlands wir uns befanden. In Erinnerung ist mir die Lieblichkeit der kleinen Häuser geblieben, die mich an Puppenstuben erinnerten.

Ich warf einen Blick in das Innere des Wagens. Was für ein Elend: eine dünne Lage Stroh, einige alte herumliegende Sättel, acht Tiere mit baumelnden Köpfen und drei verdreckte, in verschiedenen Stellungen schlafende Männer. Mutter, wie habe ich nach dir gerufen, nach deinen sanften Augen gesucht, um mich zu trösten. Aber ich sah nichts anderes als die bösen Augen der Soldaten, die hin und wieder ihre Köpfe aus dem Wagon am Ende des Zuges steckten. Ich war nicht mehr frei. Bewaffnete überwachten mich, fast so, als wenn ich zum Abschaum der Gesellschaft zählen würde. Müde vom Betrachten des schönen und zugleich feindlichen Panoramas versuchte ich zu schlafen, um meine Situation zu vergessen.

(S. 28-29)

30.10.1943 – Die Beleidigung und das Geschenk

Der Oktober geht zu Ende, der Winter nähert sich bereits mit großen Schritten. Wie werden wir es schaffen, diese Jahreszeit zu überstehen, die sich in dieser Gegend so hart ankündigt. Ich kann es mir nicht vorstellen, weiß nur sicher, dass sich zum Hunger nun auch die Kälte gesellen wird, zumal die Wachen mit Heizmaterial geizen und es sie wenig interessiert, ob wir leiden. Hauptsache, es wird gearbeitet. Das ist alles!

Es ist bereits eine Woche vergangen, seit ich Memmingen verlassen habe, und ich kann zwei Ereignisse nicht vergessen, die auf der Rückreise passiert sind. Nachdem ich dem finsternen Konzentrationslager den Rücken gekehrt hatte, war ich erneut auf dem Weg in die Stadt. Es war ein Sonntag. Die Einwohner waren festlich gekleidet und versammelten sich an den verschiedenen Vergnügungsorten, die aus diesem Anlass auf dem Marktplatz errichtet worden waren. Allein der Anblick machte mich krank. Auch ich hätte mich unter diese Menschenmenge mischen und mich vergnügen wollen, nur um zu vergessen. Aber ein Blick auf meine heruntergekommen Kleidung und auf die mich begleitende Wache reichte aus, um mir klar zu machen, dass mein Gedanke verrückt war.

In einem Arbeiterviertel, das genau gegenüber dem Platz vor der Schule lag, griff ein ungefähr zehn Jahre altes Kind, als es mich sah, nach einem Stein. Ein verständiger Blick zu den Freuden hinüber, und schon folgte ein Wurf, in der Absicht, mich zu treffen. Die böswillige Geste wurde von dem Satz: „Italiener,

traditore e merda" (Italiener, Verräter und Scheiße) begleitet. Ich sah rot, eine dumpfe, aus der Tiefe meiner Seele aufsteigende Wut befiel mich. Ich war im Begriff den Stein aufzuheben und ihn auf den zurückzuschleudern, der mich, ich weiß nicht wie, in meiner eigenen Sprache beleidigte. Es handelte sich um einen kurzen Moment. Ich begriff, dass es eine Verrücktheit gewesen wäre, und so warf ich nur einen mitleidigen Blick auf den Jungen, wobei ich in der Tiefe meine Herzen das Schicksal und jenes Land, das mich gefangen hielt, verfluchte. Selbst der Wachsoldat war von der Geste angewidert und sagte zu mir: „Propaganda“. Die Erniedrigung, mich so behandelt zu sehen, erbitterte mich, machte mich nervös. Ich wagte es nicht mehr, die Leute anzuschauen, die sich möglicherweise ob dieser Szene vergnügt hatten. Die Schule hatte die Jugendlichen gelehrt, den besiegten Soldaten zu hassen, zu beleidigen und zu treffen.

In Donauwörth war ich zu einen einstündigen Aufenthalt gezwungen. Karlos Berlingen, so hieß die Wache, wollte, dass ich in das Bahnhofsrestaurant ginge, um mich ein wenig aufzuwärmen. Er bot mir ein Glas Bier an, das ich freudig annahm. Genaugenommen hätte ich etwas zum Essen vorgezogen, aber das konnte er sich nicht erlauben. Die militärischen Vorschriften, hatte er mir während der Fahrt erklärt, verbieten es dem Soldaten, dem Gefangenen ein Stück Brot zu geben. Ich trank langsam, während der Tisch, an dem ich saß, sich nach und nach mit Reisenden füllte, darunter eine Mutter mit Kind und einem Alten. Der Deutsche aß. Möglicherweise drückte mein Blick etwas aus, das wie „Ich habe Hunger“ aussah. Urplötzlich reichte mir der Alte ein großes Stück von seinem Brot, wobei ein gutmütiges Lächeln sein Geschenk begleitete. Das Kind, das mir gegenüber saß, schaute mich fortwährend an. Es saß unruhig auf seinem Stühlchen und sprach laufend mit seiner Mutter. Es war nicht mehr als acht Jahre alt, hatte goldblonde Haare und seine durch und durch blauen Augen drückten Milde und Unschuld aus. Ich konnte mir seine Ungeduld nicht erklären, verstand aber wenig später den Grund. Die Mutter, an deren bescheidener Kleidung man die Armut ablas, gab ihm ein süßes Brötchen, möglicherweise das einzige, das sie hatte. Ein auffordernder Blick zum Sohn hinüber, und schon bot mir der Kleine es vorsichtig an, wobei er wohl in seinem Innern fürchtete, dass ich es als eine Beleidigung ansehen könnte.

Ich war beeindruckt von der Schönheit dieser Geste. Ich hätte ablehnen wollen, da ich den Eindruck hatte, zuviel zu verlangen, aber ich akzeptierte. Meine Hand zitterte und meine Augen füllten sich mit Tränen. Das Kind war auf einen Schlag ruhig und mit einem glücklichen Lächeln schaute es seine Mutter an, die ihm das blonde Köpfchen streichelte. Das Geschenk dieser freundlichen Seele wischte die Beleidigung des anderen Kindes weg. Eine Beleidigung, die es möglicherweise nicht begangen hätte, wenn seine Mutter zugegen gewesen wäre.

(S. 42-44)

29.1.1944 – Immer schlechter

Am vergangenen Montag: Wachwechsel im Lager. Der Unteroffizier Georg und Karlos sind weggegangen, es bleiben Hans und Heinrich. Mittwoch Nachmittag trifft der neue Kommandant ein, ein Unteroffizier, der der SS angehört, eingebildet und von vulgärem Aussehen, mit einer gut sichtbaren Narbe auf der rechten Wange.

Wir nennen in den „sfregiato“, den „Geschlitzten“. Er hinkt leicht auf Grund der Verletzungen, die er an der russischen Front, von der er kommt, erlitten hat. Er wird von seiner Frau begleitet, einer vielleicht dreißigjährigen Blonden mit hellblauen Augen und einer groben, robusten Statur.

Es ist die zweite Frau, die wir seit unserer Ankunft in Deutschland sehen. Die erste war ein blasses Mädchen in der Nähe unserer Baracken, die ihren Vater begleitete, der als Soldat in der Burg von Grunau untergebracht war. Nicht dass uns die Frau des ungehobelten Offiziers erregt hätte: Wir haben andere Gedanken im Kopf! Obwohl wir jung sind, stehen das Geschlecht betreffende Probleme an letzter Stelle. Das des „Essens“ ist zu quälend, d.h. unseren tagtäglich immer „größer“ werdenden Hunger zu stillen.

Wenn wir um den Ofen herum sitzen, der häufig mit dünnen Kartoffelscheiben, die gebraten werden sollen, „tapeziert“ ist, drehen sich unser Gespräche um die Nahrung und wie man es schafft, sich eine Zusatzration zu besorgen. Manchmal gestehen wir uns eine sadistische Erinnerung an lange zurückliegende Völlereien zu. Ganz selten, ja fast nie, sprechen wir von Mädchen. Möglicherweise sind es die widerlichen, stinkenden Gebräue aus Rüben und Kohl, die uns daran hindern.

Zur Verbitterung, die uns oft befällt, wenn der Durchfall uns plötzlich trifft (der dann durch die Einverleibung angebrannter Kartoffeln behandelt wird), und der die dreckigen Tonne, die neben der Tür steht, überlaufen lässt und den Fußboden der Baracke besudelt, hat sich nach der Ankunft von Sigmund, das ist der Name des neuen Kerkermeisters, auch noch Qual der plötzlichen Streifzüge seinerseits und von Seiten der Wache gesellt, die mitten in der Nacht kontrollieren, ob das Essgeschirr, die Tische, der Plattenfußboden und... die Füße auch sauber sind.

Er erinnere mich, dass in den ersten Tagen meiner Gefangenschaft, wenn das widerliche aber unabdingbare Fass für die Nacht noch nicht hereingebracht worden war (die Tür war immer mit einem außen angebrachten Riegel verschlossen), das Urinierenmüssen zu einer wirklichen Qual wurde (dazu kommt es häufig, wenn die Kost vor allem aus flüssiger Nahrung besteht). Um nicht den Fußboden zu beschmutzen, wurden Dosen, in extremen Fällen auch die Essgeschirre benutzt, die am nächsten Morgen sorgfältig gereinigt werden mussten, damit man den Tee daraus trinken konnte. Jemand hat sogar versucht, durch die Fenstergitter zu urinieren... Aber dem furchlosen Luigi, der das versuchte, erging es schlecht. Es fehlte nur wenig, und er wäre vom Wachsoldaten, der ihn bei diesem möglicherweise von der Militärordnung „streng verbotenen“ Akt erwischte und mit seinem Bajonett zuschlug, kastriert worden.

Die erste Streifzug in unserer Baracke wurde in der Nacht des 27. Januar durchgeführt. Der Unteroffizier geriet in Wut, als er dreckiges Essgeschirr und auf den Tischen Reste von angebrannten Kartoffelschalen fand. Die Deutschen begannen zu schreien, rissen Tür und Fenster auf, zwangen uns, unsere übereinanderliegenden Betten zu verlassen. Einige fielen von oben herunter, andere schossen unten heraus. Kaum hatten wir die Hosen und Arbeitsjacken an und die nackten Füße in die Holzschuhe geschoben, wurden wir nach draußen, in die kalte, stechende Luft der Nacht getrieben.

„Wer weiß, was sie jetzt mit uns anstellen?“, dachten wir, diese Überdrehten, die nicht aufhörten „Raus, los, los“ zu schreien und uns mit in den Rücken gepressten Gewehrläufen nach draußen stießen. Sie brachten uns mitten in den Hof, wo eine dicke Schicht Schnee, die mit Matsch vermischt war, lag. Ein Pfiff, ein Befehl, und unser Gefangenenhäufchen stand aufgereiht und ohnmächtig in Hab-Acht-Stellung, während es wieder zu schneien begann. Dann befahl uns der Unteroffizier, hochmütig wie immer und seine unkontrollierte Verachtung uns gegenüber zum Ausdruck bringend, wobei er in gebrochenem Italienisch auf Beleidigungen zurückgriff, die sich mit unseren Flüchen vermischten, dass wir in den Schnee tauchen sollten. Ja wirklich, in den Schnee tauchen. Wir zögerten kurz, aber der Anblick der auf uns gerichteten Gewehre und die verzerrten Gesichter unser Henker veranlasste uns dazu, dem Befehl umgehend Folge zu leisten.

Dann zwang uns diese verfluchte Stimme, auf die wir anfangs zurückhaltend, dann offen mit Schimpfworten und Verwünschungen reagierten, wieder aufzustehen und erneut und wiederholt in den Schnee zu werfen, begleitet von einem mit vergnügtem Sarkasmus gebrüllten „hinlegen“ und „aufstehen“. Als dann das „Späßchen“ des lustigen Sigmund vorbei war, kehrten wir steif vor Kälte und gedemütigt, aber voll dumpfer Wut, in unser Baracke zurück, wo wir auf den Anbruch des neuen Tages warteten.

(S. 51-53)

23.3.1944 – Der Oberst

Seit ungefähr einem Monat sind wir im Arbeitskommando Nr. 206 B in Sonthofen, einem liebliches Städtchen nicht weit von Kempten, ungefähr 800 Meter über dem Meeresspiegel, in einem freundlichen und gesunden Alpengebiet.

Das „Lager“ besteht aus ungefähr zehn neuen Baracken, die besser sind als die in Grunau, einem weiten Platz mit einigen Bäumen, auf dem man sich die Füße vertreten und ein bisschen Fußball spielen kann. Obwohl es bereits Ende März ist, liegt noch viel Schnee, auch wenn es kürzlich einige sonnige Tage gegeben hat. In 300 Meter Entfernung liegen die Kasernen. Eine gehört den Alpenjägern, die andere, die direkt daneben liegt, der Kavallerie. In weiten und hellen, gemauerten Ställen befinden sich die Pferde, die aus aller Herren Länder stammen, aus denen sie die Deutschen weggeschleppt haben, darunter einige italienische Vollblüter aus der Aufzucht von Olgiata, wie man an dem Brandzeichen auf ihrem Fell erkennen kann. Vor unserem Eintreffen beherbergte das Arbeitskommando französische Kriegsgefangene, die einen missglückten Fluchtversuch unternommen hatten. Sie hatten einen Tunnel unter den Baracken gegraben und versucht, auf die andere Seite der Umzäunung zu gelangen.

Vor etwa zwanzig Tagen hat uns der Vertrauensmann des Lagers, ein sizilianischer Unteroffizier der Fallschirmjäger, die Ankunft des kommandierenden Obersts des Sonthofener Wehrkreises angekündigt. Als wir aus den Ställen zurückkamen und nachdem wir eine eher karge Essensration zu uns genommen hatten, nahmen wir Stellung auf dem Lagerplatz und warteten auf diesen Oberst. Der ließ nicht lange auf sich warten und traf, von zwei Wachtmeistern und einem Obergefreiten begleitet, um drei Uhr nachmittags ein.

Es war das erste Mal, dass wir ihn zu Gesicht bekamen, aber die Franzosen, deren Plätze wir eingenommen hatten, hatten nur Gutes über ihn erzählt. Er hatte ein vornehmes Gebaren, ein ernstes Aussehen und ein Gesicht, das Vertrauen einflößte. Nach der üblichen Einführung sprach er auf einfache und eingängige Art und Weise von dem Bericht, den der Vertrauensmann vorgelegt hatte. Während der Dolmetscher die Ausführungen nach und nach übersetzte, wurde uns klar, dass er, im Gegensatz zu den anderen deutschen Offizieren, an unserem Wohlbefinden interessiert war. Er forderte uns auf, mit ergebener Kraft unser Schicksal zu ertragen und versprach uns, dass er seinerseits alles daran setzen werde, uns unseren Status als Kriegsgefangene so erträglich wie möglich zu gestalten. Was für ein Unterschied zwischen ihm und dem abweisenden und verächtlichem Gebaren, das der Major in Grunau an den Tag gelegt hatte! Wir bemerkten, dass er unter seinem Wintermantel Taschen, Säcke oder etwas Ähnliches angebracht sein mussten, und zwar auf Grund der Ausbuchtungen.

Unser Unteroffizier gab den Befehl, uns in auseinanderliegenden Reihen aufzustellen, fast so, als ob der Oberst eine Parade abnehmen wolle. In diesem Moment bestand unsere Abteilung aus etwas mehr als dreißig Internierten. Die anderen befanden sich auf Stallwache oder arbeiteten in der Alpenjägerkasernen. Der Oberst, ein gutaussehender, großer und schneidiger Mann, ging an uns vorbei und überreichte

jedem ein Stück Brot mit einem Stück Blutwurst. Diese Geste überraschte und rührte uns und gab uns zu verstehen, dass eine Uniform, auf der ein verabscheuungswürdiges und gefürchtetes Emblem angebracht war, einen guten Menschen nicht unbedingt in einen schlechten verwandelt.

Auch in der Nachfolgezeit hatten wir weitere Gelegenheiten, die Güte des Oberst kennen zu lernen. Wenn er unter der Dusche jemanden von uns entdeckte, der reichlich abgemagert war, dann rief er ihn in sein Zimmer und versuchte in Mut zu machen.

In der letzten Woche sahen wir gegen Abend einige deutsche Soldaten, die zwei kleine Karren voll von Brot ins Lager schoben. Eben jenes dunkle Brot mit einem leichten Kümmelgeschmack, das normalerweise den deutschen Soldaten und manchmal auch uns gegeben wurde. Wir verstanden nicht den Grund für die große Extraration und fragten daher bei einem der Karrenschieber nach. Der erklärte uns, dass der Oberst, nachdem er den Verpflegungsoffizier darauf hingewiesen hatte, dass im Lager der Kavalleriekaserne verschimmelte Brotlaiber lägen, den Befehl gegeben hatte, diese den Italienern zu bringen. Dann zeigte uns der Soldat das Brot auf dem Karren, das fast völlig in Ordnung war, und sagte: „Das mit dem Schimmel war nur ein Vorwand, um eure Ration zu erhöhen.“

Fast immer, wenn wir am frühen Morgen in Reihen zur Arbeit marschierten, kam uns der Oberst auf seiner von zwei dunklen Pferden gezogenen Kutsche entgegen. Er war auf dem Weg zu der in der Nähe der Kaserne gelegene Kirche, um dem Gottesdienst beizuwohnen.

(pp. 81)

30.8.1944 – Gersthofen: Schaufel und Spitzhacke

Die Reise von Memmingen nach Augsburg betrug ungefähr drei Stunden. Ein kurzer Aufenthalt in Mindelheim und ein letzter Gruß an die bayrischen Alpen. Hinter Buchloe stiegen wir aus dem Zug aus und wurden von vier Wachen des Arbeitskommandos in Empfang genommen. Zu Fuß legten wir den Weg vom Städtchen bis nach Gersthofen zurück, etwa fünf oder sechs Kilometer. Die Landschaft eher einförmig: Häuser mit weißen Fassaden und spitzen Dächer, mit seitlich angeordneten Gärten, die sich parallel längs der Straße bis zum Fluss aufreihen. In einer Kurve, kurz bevor wir in den Ort gelangen, verlor Emilio, ein Neuer mit einem blonden Schnauzbärtchen, aus seinem Essgeschirr ein Stück Margarine, das er sich, wer weiß unter Aufbringung welcher Opfer besorgt hatte. Es ließ einen gelblich Fleck auf dem Asphalt zurück.

In Gersthofen angekommen sahen wir die Schornsteine der Fabriken und die langen Hallen. Kurzfristig wurden wir in niedrigen Holzbaracken ohne Betten untergebracht. Mit dem bisschen Stroh, das man uns gab, bereiteten wir eine Ruhestatt vor, auf der wir die Nacht verbringen konnten. Bis heute, 30. August, haben wir daran gearbeitet, Luftschutzunterstände vorzubereiten. Teilweise draußen im Freien, wo wir mit großen Schaufeln Sand und Schutt aufhäufte, teilweise im Innern, wo wir mit Spitzhacken, Schüppeln und Presslufthämmern unterirdische Gänge gruben oder erweiterten. Eine ziemlich harte Arbeit, vor allem wegen der schwülen Außentemperatur und der Feuchtigkeit in den niedrigen und engen Tunneln. Wenn das so weitergeht, sieht es schlecht für uns aus. Möglicherweise müssen wir uns auf eine harte Zeit vorbereiten, zumal die Essenrationen unzureichend und schlecht sind.

(S. 81-82)

4.9.1944 – In der Fabrik: die IG Farbenindustrie

Am vergangen Freitag sind wir morgens zum ersten Mal in die Fabrik gebracht worden, wo uns ein Vorgesetzter der IG Farben in einen Raum im ersten Stock des kleinen Direktionsgebäudes brachte, wo wir einen Eignungstest ablegen mussten. Sechzehn waren zur Prüfung zugelassen worden, und auch ich war dabei. Man gab uns einen Eisenwürfel, einen Kupferdraht und ein Blatt mit erklärenden Abbildungen sowie eine Feile und ein Messinstrument. Es ging darum, alle Seiten des Würfels perfekt zu gestalten, mit dem Kupferdraht eine Zeichnung anzufertigen und jene Abbildungen, die man für die Arbeit in der Fabrik für nützlich hielt, mit einem Kreuzchen zu versehen. Die für den Test zur Verfügungen gestellte Zeit: anderthalb Stunden. Ich führte die Zeichnung mit dem Kupferdraht perfekt aus und fand für 90% der erklärenden Abbildungen eine Lösung. Weniger gut lief es mit dem Würfel, da ich die vorgeschriebenen Toleranzwerte nicht eingehalten hatte.

Heute beginnt eine neue Woche und eine neue Arbeit. Nicht mehr mit Spitzhacke und Schaufel in feuchten unterirdischen Tunneln, sondern als Arbeiter in der Chemiefabrik IG Farbenindustrie: in der Chlor-Natrium-Abteilung. Bereits am vergangenen Samstag sind wir in die Baracken des Arbeitskommandos verlegt worden. Sie sind gemauert und von der Struktur her ähnlich wie die hölzernen Baracken in Grunau. Die Betten sind doppelstöckig übereinander angeordnet. Der Hof ist nicht besonders groß, die Latrinen reichen nicht aus und wir sind zum Gebrauch des „Tonnenklos“ zurückgekehrt. Außerdem gibt es noch eine Baracke mit dem Waschraum, die an ein Arbeitskommando angrenzt, das aus russische Kriegsgefangene besteht.

(S. 83-86)

17.9.1944 – Ehemalige IMIs: Schichten in der Chlor-Natrium-Abteilung

Sonntags wird nicht gearbeitet, und so kümmern wir uns darum, die eigenen Sachen in Ordnung zu bringen: Die dreckige Kleidung waschen, Knöpfe annähen und... Hosen und Jacken flicken oder nach Hause schreiben. Heute morgen hat uns unser Vertrauensmann und Dolmetscher Paolo, ein Unteroffizier der Alpini aus Südtirol, mitgeteilt, dass im Verlaufe des Vormittags eine Regierungskommission beim „Kommando“ eintreffen werde. Weitere Einzelheiten hat er uns nicht mitgeteilt.

Gegen zehn Uhr hat uns der Lagerchef, seine Trillerpfeife benutzend, im Hof zusammengerufen, wo er einen Tisch und einige Stühle hatte aufstellen lassen. Wenig später treffen dann zwei Polizeiautos ein, aus denen ein älterer, hochgewachsener und vornehm aussehender Mann, zwei Polizisten, zwei Zivilisten, der eine kleingewachsen und der andere in Dienstkleidung sowie der Wachkommandant der drei zum Gebiet von Gersthofen gehörenden Arbeitskommandos aussteigen. Der vornehm aussehende Herr stellt sich als Funktionär der italienischen Botschaft beim Deutschen Reich vor und informiert uns, dass die italienische (Mussolini-) Regierung (d.h. die der Repubblica Sociale Italiana), mit der deutschen Regierung einen Vertrag abgeschlossen habe, um die Frage unseres „Status“ (er benutzt wirklich diesen Begriff) zu lösen. Von heute an seien wir nicht mehr Italienische Militärinternierte, sondern Zivilarbeiter und folglich auch nicht mehr der Autorität der Wehrmacht unterstellt. Wir genössen größere Freiheiten und hätten die gleichen Rechte und Pflichten wie alle ausländische Arbeiter in Deutschland. Weitere interessante Informationen gibt er uns nicht, auch wenn das übliche Gequatsche zur Großzügigkeit des Duce und des Führers nicht fehlen darf.

Als die Ansprache des italienischen Diplomaten beendet ist, wird uns allen, nachdem der kleinwüchsige Herr noch unsere Personaldaten in einer großen Kladde verzeichnet

hat, die „Lohnsteuerkarte 1944/46“ der Gemeinde Gersthofen ausgehändigt, die der Zivilist in Dienstkleidung (möglicherweise ein Staats- oder Kommunalangestellter) ausgefüllt hat. Außerdem erhalten wir ein Blatt mit den Arbeitsbedingungen auf Deutsch und Italienisch. Am Ende dieser „Zeremonie“ anlässlich unseres formalen Statuswechsels werden dann die Wachsoldaten durch zwei Gendarmen der örtlichen Polizei ersetzt.

Am Nachmittag kommt ein Vorgesetzter der IG Farben, der uns über die Arbeit informiert, mit der wir morgen, Montag, beginnen sollen. Ich werde, aufgrund des Ergebnisses des Eignungstests, den wir am Freitag, dem 1. September gemacht hatten, als „Betriebswerker“ eingeordnet und dem Überwachungstrupp der Elektrolytanlage für den Chlor-Natrium-Prozess zugeteilt. Ab morgen werde ich also gemeinsam mit einem deutschen Arbeiter zusammenarbeiten, der mir ein paar Tage lang die Aufgaben, die ich werde erledigen müssen, erklären wird. Außerdem ist mir ein Blatt ausgehändigt worden, auf dem die Arbeitsschichten und die auszuführenden Arbeitsschritte verzeichnet sind.

50 Elektrolytmaschinen müssen überwacht werden und alle ihre Werte, etwa das Mischungsverhältnis von Wasser und Lauge, müssen überprüft, das Chlor in der Hälfte und das Quecksilber in zwei Dritteln der Zellen analysiert werden.

Es gibt drei Schichten: Die erste (am Morgen) von 6.30 Uhr bis 14.30, mit einer Pause von 10 Uhr bis 10.30 Uhr. Die zweite (am Nachmittag) von 14.30 Uhr bis 22.30 Uhr, mit einer Pause von 18 Uhr bis 18.30 Uhr. Die dritte (am Abend) von 22.30 Uhr bis 6.30 Uhr, mit einer Pause von 2 Uhr bis 2.30 Uhr. Der Schichtwechsel von der 2. zur 3. Schicht wird sonntags von 14.30 Uhr bis montags um 6.30 Uhr durchgeführt, mit einer Pause von 18 Uhr bis 2 Uhr morgens.

Vor dem Weggehen übergibt der Vorgesetzte noch jedem von uns einen Ausweis, der uns zum Betreten der Fabrik berechtigt, verbunden mit der Aufforderung, die Stechkarte bei Arbeitsbeginn und Arbeitsende zu stempeln. Nach so einem Tag voller Neuigkeiten und zudem auch noch mit dem Status von Zivilarbeitern versehen, verlassen wir Lager, um einen Spaziergang im Ort zu machen. Wir sind allerdings verpflichtet, vor 21 Uhr zurück zu sein.

27.9.1944 – Verschärfter Krieg, verstärkte Luftangriffe

Seit wir in Gersthofen sind, haben wir häufig in den Luftschutzbunkern Zuflucht suchen müssen, die wir teilweise Anfang des Monats, als wir aus Memmingen angekommen waren, selbst gebaut hatten. Fast jeden Tag tauchen die Bomber am Himmel über Augsburg auf und säen in ihren aufeinanderfolgenden Angriffen auf die militärische Ziele und die Industrieanlagen der Stadt und Umgebung Tod und Verderben. An allen Fronten befinden sich die deutschen Armeen in der Defensive und die Nachrichten, die man zwischen Zeilen der offiziellen Mitteilungen herauslesen kann, lassen keinen Zweifel daran, dass sich die Wehrmacht auf bessere Verteidigungslinien zurückzieht und die Alliierten im Westen und die Sowjets im Osten entsprechend vorrücken. Schon Mitte August ist Paris befreit worden und die Landung in der Provence hat das gesamte deutsche Verteidigungssystem in Frankreich in eine kritische Situation gebracht. An der Gotenlinie in den Appenninen zwischen der Toskana und Emilia Romagna kommt es zu fortwährenden Angriffen seitens der Angloamerikaner, während die italienischen „Ribellen“ (Banditen genannt), die gesamte innere Verteidigungsorganisation der Nazifaschisten destabilisieren.

Die Rote Armee ist bis in die Nähe von Warschau gelangt. Im Norden stößt sie unaufhaltsam in Richtung Ostpreußen vor, während sie südlich der breiten Ostfront bereits die Grenzen Ungarns und Rumäniens erreicht hat, die nunmehr Abstand von ihrem deutschen Alliierten nehmen. Auch heute, kurz vor 11 Uhr, hat der

Lautsprecher in unsere Abteilung die monotone Warnung vor einem anstehenden Fliegeralarm wiederholt: „Achtung, Achtung, Flugzeuge...“. Kurz darauf zwang uns das wohlbekannte Heulen der Sirenen dazu, in die nahegelegenen Luftschutzunterstände zu laufen, während ein erneuter Angriff auf die nahegelegene Stadt seinen Anfang nahm.

(S. 87)

20.10. 1944 – Die Alliierten an den Reichsgrenzen

Der örtlichen Tageszeitung ist zu entnehmen, dass die alliierten Truppen in den ersten zehn Tagen des Monats die Reichsgrenzen erreicht haben, und dass sie bereits seit einer Woche die historisch bedeutsame Stadt Aachen, die mich an Karl den Großen erinnert, angreifen. Der deutsche Widerstand ist hartnäckig und bitter. Auf belgische Städte, darunter Antwerpen, werden weiterhin die tödlichen V1 und V2 abgeschossen. In der Fabrik bemerkt man eine gewisse Nervosität: Die deutschen Arbeiter unterhalten sich oft untereinander, nicht zuletzt auch aufgrund der fortwährenden, tödlichen Luftangriffe. Einige jedoch stellen Sicherheit und Überheblichkeit zur Schau, hoffen auf die „Geheimwaffe“, die die Nazipropaganda seit geraumer Zeit in Aussicht stellt. Diese verrückten Unterhaltungen vom unvermeidlichen Umschwung und vom sicheren Sieg machen einen gewissen Eindruck auf uns, wie auch das Gerede von Heinrich, einem spindeldürren und humpelnden Arbeiter aus der Chlor-Natrium-Abteilung, der von der Ostfront zurückgekehrt und ein überzeugter Nationalsozialist ist, und der am Ende der Schicht alle mit einem lauten „Heil Hitler!“ grüßt.

(S. 88)

4.11.1944 – Harte Nacharbeit – Maschinengewehrbeschuss

Ich bin erst vor kurzem aufgewacht. Es ist kalt, der Ofen ist ausgegangen, der Tag schon weit fortgeschritten. Ich habe die Nachschicht hinter mir. Niemand ist in der Baracke. Im Bett über mir und in der Decke sehe ich Löcher, zahlreich und eins neben dem anderen. Was mag passiert sein? Während ich versuche, den Ofen anzuzünden, kommen Rocco, Elio und Renato herein. Sie schauen mich überrascht an und sagen: „Bist du in der Baracke geblieben? Hast Du nichts von dem Alarm mitbekommen? Es hat Maschinengewehrbeschuss gegeben. Du hast wirklich ein Schweineglück gehabt!“. Dabei zeigen sie auf die Löcher, die ich schon bemerkt habe. Ich falle aus allen Wolken. Ich hatte nichts gehört, weder die Sirenen, noch die aufgeregten Stimmen der Freunde, die versucht haben, mich zu wecken. Auch nicht den unheimlichen Lärm des Maschinengewehrfeuers. Ich war einfach zu müde gewesen. Bereits seit sechs Tagen habe ich nicht mehr schlafen können: zur Nachtzeit die Arbeit und tagsüber die Bombardierungen.

Die Nacht von Freitag auf Samstag, d.h. heute, ist schrecklich gewesen. Ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten. Ich erinnere mich, dass ich gegen 1 Uhr, nachdem ich die Chlor- und Quecksilberanalysen abgeschlossen hatte, dermaßen fertig war, dass ich die beiden Uhren, die an der hinteren Wand der Abteilung hängen, für riesige Augen hielt, die mich anstarrten und immer größer wurden. Ich habe versucht, die Tabelle mit den Daten des Verhältnisses von Wasser und Lauge und den Analysedaten ausfüllen. Vergeblich. Mein Kopf wackelte hin und her, ich schrieb zwar weiter, wusste aber nicht was. Als ich wieder in bisschen klarer denken konnte, habe ich einen Blick auf die Tabelle der Amalgamanlage (d.h. auf die Bedingungen bzw. den Zustand des Amalgams) geworfen, aber anstatt der Ziffern sah ich in den Kästchen Zeichnungen: eine Zigarette, einen antiken Helm, das Gesicht eines Chinesen, das

Profil einer Frau, eine Musiknote und die Kurzunterschrift einer meiner Mathematiklehrerinnen, die sehr streng war. Es war wirklich komisch. Gegen drei Uhr habe ich denn versucht, mir etwas Mut zu machen.

Während der Pause habe ich mir das Gesicht mit kaltem Wasser gewaschen und ein schwarzes, sehr warmes Gebräu getrunken, möglicherweise Ersatzkaffee, den mir Pius, der Deutsche mit dem ich zusammenarbeite, angeboten hatte. Ich habe erneut die beiden langen Glaspipetten, die zur Chloranalyse in einigen Maschinen dienten, in die Hand genommen und bin zur Mitte der Anlage gegangen... wo ich mich dann ausgestreckt auf dem Boden wiederfand, umgeben von den zerbrochenen Pipetten: Ich war schlagartig eingeschlafen. Als ich dann in der Baracke zurück war, habe ich mich auf mein im „Erdgeschoss“, d.h. auf mein unten gelegenes Bett geworfen, und nichts hat mich mehr wecken können. Heute, am 4. November, ist der Jahrestag des italienischen Sieges von 1918. Auch mein Vater hatte damals, nachdem er tagelang keinen Schlaf gefunden hatte, nicht den Kanonendonner an der Front von Görz gehört.

(S.90-91)

14.11.1944 – Die Verhaftung des Kalabresen

Als ich gerade ein wenig Ordnung in meine ärmlichen Habseligkeiten bringen will, kommt Rocco, ein Soldat aus Kalabrien, keuchend in die Baracke und erzählt mir mit aufgeregter Stimme: „Komm mit, in unserer Baracke ist ein Polizist. Wir verstehen nicht, was er sagt, aber es sieht so aus, als wenn er etwas von Salvatore will (dem blassen Kalabresen, der in Memmingen zu unserer Gruppe gestoßen war)“. Ich ziehe meine Jacke an und folge meinem Kumpan. Es stimmt, da ist ein Polizist, der in hartem Tonfall mit Salvatore spricht, der allerdings nichts versteht und versucht, sich aus dessen Griff zu befreien. Als er mich sieht, fasst er etwas Mut und bittet mich, den Polizisten zu fragen, was er denn wolle und warum er ihm gegenüber ein drohendes Verhalten an den Tag lege. Auf meine in gebrochenem und schlechten Deutsch vorgetragene Frage erhalte ich die trockene Antwort: „Sag ihm, er soll sich anziehen und mit mir kommen, da er von meinem Vorgesetzten verhört werden soll. Er soll ja keine Geschichten machen, da ich sonst gezwungen bin, Gewaltmaßnahmen anzuwenden.“ Salvatore erstarrt vor Schreck und kann sich nicht erklären, da es sich augenscheinlich um eine Verhaftung handelt, warum er verhaftet werden soll. Ich frage den Polizisten, welchen Grund er habe, Salvatore mitzunehmen, der doch behaupte, nichts weiter getan zu haben, als hart in der Abteilung an der sicherlich nicht gerade angenehmen Laugenfusion zu arbeiten. Der Deutsche gibt nicht nach, antwortet aber ausweichend: „Er muss mit mir kommen, mein Vorgesetzter weiß schon warum. Das ist alles, ich habe es eilig“.

Salvatore zieht sich an. Er ist verwirrt und versteht nicht, was mit ihm passiert. Vor Angst zittern ihm die Hände, obwohl er eine gewisse Ruhe ausstrahlt, so als wenn er sicher wäre, nicht getan zu haben. Bevor er abgeführt wird, umarmt und küsst er uns, bittet darum, ihn nicht allein zu lassen. Wir sehen, wie er sich mit dem Polizisten entfernt. Wer weiß ob wir ihn wiedersehen! Am Abend erfahren wir von seinem Abteilungsleiter, dass Salvatore angezeigt worden ist, weil er in der Kantine der Fabrik beleidigende Äußerungen über Hitler und Mussolini von sich gegeben hatte. Jetzt fällt mir wieder ein, dass vor zwei Abenden Salvatore, während er heißhungrig eine gekochte Kartoffel ohne jede Sauce aß, mit etwas lauter Stimme zu seinem Tischnachbarn gesagt hat: „Wenn der Krieg zu Ende ist, sind Hitler und Mussolini kaputt.“

(S. 92)

4.12.1944 – Hunger und Kälte

Trotz der Siege der Alliierten und der Sowjets und des von ihnen geführten Angriffs auf die Festung Deutschland sind wir dazu gezwungen, einen weiteren Winter in unserem erzwungenen Exil zu verbringen. Die Kälte nimmt jeden Tag weiter zu. Schnee, Frost und eisiger Wind sorgen dafür, dass diese Dezembertage besonders hart sind. Die Essensrationen werden immer kleiner und immer häufiger finden wir in den Tellern Rüben, Karotten und Kohl in immer kleiner werdenden Mengen und immer schlechterer Qualität. Nur am Sonntag gibt es eine Suppe, die einen dicken Grießbrei und einige gekochte Kartoffeln enthält. Das Brot wird immer schlechter. Jetzt besteht es fast nur noch aus einem Gemisch von Roggen und Weizen sowie Mehl, das aus Pappelmark gewonnen wird. Hunger und Kälte peinigen uns, die Arbeit ist hart und bedrückend. Ich bin dazu gezwungen, bei der Arbeit durchschnittlich drei bis vier Stunden die Gasmasken aufzusetzen, um mich in einer heißfeuchten Umgebung vor den Chlorgasen und vor dem Kontakt mit dem krebsfördernden Quecksilber und der gefährlichen Schwefelsäure zu schützen. Ganz zu schweigen von der Abteilung, in der die Laugenfusion stattfindet. Diese ähnelt einer Grube aus Dantes „Inferno“. Seit Oktober arbeitet dort, bleichgesichtig, Salvatore, der Kalabrier.

This document was created with Win2PDF available at <http://www.daneprairie.com>.
The unregistered version of Win2PDF is for evaluation or non-commercial use only.